

Der Wellenbrecher

Die alte Vespa hustet immer wieder auf der kurvigen Küstenstrasse. Mal hab ich die Brandung rechts vorn, mal dreiviertel im Rücken, dann sehe ich die Wellen wieder von der Seite her immer wilder gegen das Festland stürmen. Die Kraft des Meeres nimmt zu. Es mischt Moosgrün, Türkis und düstere Lilas. Die Gischt schäumt hell auf immer dunklerem Grund. Die Flut steigt. Ich will nach Hause.

Immer dieser Schmerz in der Brust. Dieses Ziehen, diese Enge, ich weiss nicht, wie beschreiben. Ich filetiere acht Stunden am Tag Sardinen. Von Montag bis Freitag. Und das Ziehen hört die ganze Zeit über nicht auf. In der Konservenfabrik stehen wir in langen Reihen in Gummischürzen gewickelt, mit Gummistiefeln und Gummihandschuhen. Zu mir kommen die Sardinen bereits ohne Kopf und Schwanz. Ich muss nur das Filetirmesser richtig ansetzen. Dann geht's ganz schnell, tras – tras und die Sardine ist filetiert. Ab in die Konserve. Ich filetiere Tausende von Sardinen.

Jetzt taucht schräg vor mir der Wellenbrecher auf, ein riesiger Fels, der sich schwarz und gigantisch gegen den Horizont abhebt. Die bereits untergegangene Sonne hat den Himmel in ein flammendes Rotorange getaucht und die Küstensilhouette verdunkelt sich. Eigentlich besteht der Wellenbrecher aus mehreren horizontalen Felsplatten, die weit und hoch über das Meer hinausragen.

„Du hast Glück gehabt, dass du in der Konservenfabrik arbeiten kannst“, hat Mutter gesagt. Sie arbeitet seit dreissig Jahren dort und auf ihrem Gesicht gibt's nicht mal einen Schimmer von Glück.

„Besonders jetzt in der Krise“, hat sie gesagt, „wo die Leute mir nichts dir nichts auf die Strasse gestellt werden. Du hast mehr Glück gehabt, als dass du verdienst.“

Bewundernswert meine Mutter, sie weiss sogar, wie viel Glück ein jeder verdient.

„Es warteten schon viele, aber die Abteilungsleiterin hat den ersten freien Platz mir versprochen. Es ist mein Verdienst, dass du in der Konservenfabrik arbeiten kannst.“

Sie ist tatsächlich stolz darauf. Wenn meine Mutter so redet, wird das Ziehen in der Brust wieder stärker, manchmal tut es richtig weh.

Manchmal glaub ich, da ist ein grosses Loch, das mich von innen her aufzerrt.

Ich weiss nicht, weshalb ich jetzt stoppe, mitten auf der Strasse. Es ist der Wellenbrecher, der mich anzieht wie ein Magnet. Es ist mein Schmerz, der mich lenkt. Lasse die Vespa einfach am Strassenrand stehen. Dann hüpf und stolpere ich die steile Böschung hinunter so schnell ich kann. Der Weg über die Steine wird schon schwierig. Überall schlängelt sich schäumendes Wasser, züngelt und schwappt es über die Steine. Das Meer türmt sich, wirft sich gegen Stein und Fels, spritzt hoch auf, dann zieht es sich zurück, sammelt sich, um mit neuer Wucht gegen die Küste zu prallen; einmal und immer und immer wieder. Bald wird die steigende Flut den gigantischen Felsen vom Festland abschneiden. Für zwei, drei Stunden macht sie ihn zur einsamen Insel. Keiner kann mehr hin, keine kann mehr zurück.

Gleich nachdem ich die Schule geschmissen habe, hab ich mich als Zimmermädchen auf einem Atlantikkreuzer beworben. Dann wär ich wie die Sardinien in die Welt hinausgefahren. Das hätte mir Spass gemacht. Aber die sagten nur, mein Englisch reiche nicht aus. Keine

Chance. Jetzt besuch ich einen Englischkurs, freitagabends im Quartierzentrum.

„Das Lernen fällt dir auch früh genug ein“, moniert meine Mutter und mein Vater kommentiert stolz in der Kneipe:

„Meine Tochter studiert jetzt Englisch“.

Manchmal lässt mich der Schmerz kaum atmen; manchmal spür ich eine Dolchspitze knapp über dem Herz.

Es ist schwierig, den Wellenbrecher zu erklettern. Die schroffen Kanten schneiden mir in die Handflächen. Zweimal gleite ich mit den Schuhen ab, stürze beinahe. Mein Knie blutet. Es ist bereits sehr dunkel. Aber dann schaff ich's doch. Stehe hoch auf dem Fels. Unter mir tobt das Meer.

Erst jetzt spüre ich, wie die Brise an mir reisst. Sie zaust meine Haare, trifft mich bis aufs Knochenmark. Ich breite die Arme aus. Das ist das Meer! Das ist die Freiheit! Das ist das Glück! Nie hat es mir so klar vor Augen gestanden: Es muss ein Leben geben, das nur mir gehört, es muss einen Weg geben, den zu gehen es sich lohnt, es muss einen Ort geben, wo ich hingehör! Ein anderes Leben! Eine unbekannte Welt! Eine neue Existenz! Hier auf dem Wellenbrecher, für zwei, drei Stunden, ist es real. Der Wind wischt mir die Tränen vom Gesicht. Und endlich, endlich löst sich der Schmerz auf der Brust.